

Holly Brickley

# *DEEP CUTS*

ROMAN

Deutsch von  
Stephan Kleiner

dtv

*Für Danny*

## Sara Smile

Er ertappte mich dabei, wie ich bei irgendeinem grottigen Song mitsang. Das war im Jahr 2000, seelenlose Hits gab es also wie Sand am Meer – wahrscheinlich irgendeine Boyband, ein Teenie-Girl im bauchfreien Top oder ein muskulöser Typ mit chronisch verstopfter Nase. Ich wartete in einer Bar auf mein Getränk und starrte ins Leere; dass ich sang, merkte ich erst, als ich sein Lächeln aus dem Augenwinkel wahrnahm und mich Scham durchfuhr.

»Grässliches Lied«, sagte ich betont beiläufig. »Aber ein Ohrwurm.«

Wir kannten einander so flüchtig, wie man sich auf dem College manchmal eben kennt; wir waren einander nie vorgestellt worden, hatten nie miteinander geredet. Die anderen sagten Joey zu ihm, aber ich beschloss in diesem Augenblick, dass diese Verniedlichung nicht zu ihm passte – schon seine Körpergröße sprach dagegen. Er stützte sich mit einem Ellbogen auf den Tresen.

»Aber kann ein echter Ohrwurm überhaupt so richtig grässlich sein?«, fragte er.

»Kann er.«

»Aber er macht, was er soll«, sagte er. »Er ist effektiv. Und man vergisst ihn nicht.«

»Dick Cheney ist effektiv«, sagte ich. »Und den Ku-Klux-Klan vergisst man auch nicht.«

Das Grinsen breitete sich wieder auf seinem Gesicht aus.

Der Barkeeper schob mir ein Bier herüber, und ich griff dankbar danach und drückte das kalte Halbliterglas gegen meinen Wangenknochen. Das Lied endete, und an seine Stelle trat ein Tumult aus Bargeräuschen: Eis, das in Blechgefäßen geschüttelt wurde, das Klackern der Shuffleboard-Pucks, ein Pärchen am Tresen, das auf einen über dem Barkeeper an der Wand hängenden Fernseher einschrie. Joe bestellte etwas zu trinken und begann knittrige Geldscheine aus der Jeanstasche zu ziehen. Ich wollte gerade zu meinem Tisch zurückkehren, als ›Sara Smile‹ von Hall & Oates ertönte und er seufzte.

»Was für ein perfektes Lied.«

Während er lauschte, fuhren seine Finger in den Wust dunkler Locken auf seinem Kopf und an der Wange wieder hinunter.

Hall & Oates! Ich liebte Hall & Oates! Eine ungewöhnliche Jukebox-Wahl für die 2000er Jahre – ihr 80er-Sound wurde von den meisten in meinem Bekanntenkreis als *cheesy* empfunden und war noch nicht ältlich genug, um wieder aus der Versenkung geholt zu werden, auch wenn sich das bald ändern sollte. Ich lehnte mich neben ihn an den Tresen und lauschte der hinreißenden, sinnlichen ersten Strophe.

Ich konnte mich nicht zurückhalten. »Für mich«, sagte ich, »ist das eher ein perfekter Track, eine perfekte Aufnahme. Kein perfektes Lied.«

Ich merkte, dass er schon grob verstanden hatte, was ich sagen wollte, setzte es ihm aber trotzdem weiter auseinander, in einer Ausführlichkeit, die einem deutlich komplexeren Gedanken angemessen gewesen wäre.

»Ein perfekter Song hat ein stabileres Gerüst. Text, Akkorde, Melodie. Auch wenn du ihn ganz anders einspielst, ganz anders produzierst – er wird fast immer großartig sein. Wenn ich mal eben das Mädels in der Bar spielen darf, das über Joni Mitchell

schwadrониert: Nimm zum Beispiel ›Both Sides, Now‹ – jeder, der einen halbwegs geraden Ton herausbringt, könnte den Song covern, und du würdest von Kopf bis Fuß Gänsehaut kriegen, oder?«

Es war ein Schuss ins Blaue – ich konnte nicht davon ausgehen, dass er das Stück überhaupt kannte –, aber er nickte.

»Auf jeden Fall.«

Ich zog den Kopf ein, um nicht von der Achselhöhle eines großen Typen verschluckt zu werden, der vom Barkeeper ein Getränk entgegennahm. Joe hatte die Augen auf mich gerichtet wie Suchscheinwerfer, also sprach ich weiter.

»Sara Smile‹ dagegen – kannst du dir vorstellen, dass irgendwer das irgendwie anders singt, als Daryl Hall es an genau *dem* Tag der Aufnahme getan hat?«

Joe legte den Kopf schief, hörte genau hin, worauf Daryl Hall mit einem langen, eleganten Vocal Riff reagierte.

Ich zeichnete mit dem Finger die Melodie in der Luft nach.

»Siehst du? Der schönste Teil der Strophe besteht aus Halls Riffing. Ein großartiger Song – und ich rede natürlich nur vom Pop-Rock-Bereich – kann durch Riffing verbessert oder ruiniert werden. Aber er kann sich nicht allein darauf verlassen.«

Joe grinste weder süffisant, noch wirkte er gelangweilt – die beiden Reaktionen, die ich mir mit solchen Ausführungen erfahrungsgemäß einhandelte. Er hielt mir auch keinen Vortrag über Relativismus, bei dem er Anführungszeichen um die Wörter »gute Musik« in die Luft malte. Er führte nur seine Flasche Budweiser an die Lippen und trank einen Schluck.

Der große Typ neben uns haute ihm auf die Schulter, und in Joes Augen flackerte Wiedererkennen auf, womit unser Gespräch wohl beendet war. Aber bevor ich gehen konnte, drehte er sich wieder zu mir um.

»Wie heißt du noch mal?«

Er beugte sich vor und sah mich mit zusammengekniffenen Augen an, wie einen Splitter, den er herausziehen wollte.

»Percy«, sagte ich. »Mach's gut.«

Ich ging zu der Sitznische, in der meine Mitbewohnerin und ihr Freund gerade eine Party planten, auf die ich keine Lust hatte.

»Na endlich«, sagte Megan, während ich mich ihnen gegenüber auf die helle Holzbank schob. »Meinst du, eine große Flasche Wodka reicht? Plus was zum Mischen und ein Fässchen Bier?« Sie zeigte mir einen Post-it-Zettel, der in ihrem Terminkalender klebte. »Das wären fünfzig pro Nase. Es sei denn, wir nehmen zum Mixen Red Bull.«

Megan studierte Kunstgeschichte, wirkte aber immer dann am glücklichsten, wenn sie sich mit einfachen Rechenaufgaben beschäftigen konnte. Ich arrangierte mich mit ihrer Ordnungsliebe, indem ich mich in kleinen Gesten der Auflehnung erging: nicht zugeschraubte Zahnpastatuben, verspätet gezahlte Telefonrechnungen – alles so abgestimmt, dass es mein inneres Bedürfnis nach Chaos stillte, ohne unsere Freundschaft zu gefährden, die mir schon darum wichtig war, weil sie die Seltenheit eines hässlichen Diamanten besaß.

»Ich habe Trent gerade erklärt, dass wir besprochen haben, nicht Gott und die Welt einzuladen«, sagte sie, nippte an ihrem Cosmopolitan und warf ihrem Freund einen bedeutungsschweren Blick zu. Der arme Trent. Ich hätte nie gedacht, dass sie überhaupt so lange zusammenbleiben würden.

»Kommt Joey Morrow auch?«, fragte mich Trent und behielt dabei Megan im Auge. Als ich mit den Schultern zuckte, bohrte er weiter nach: »Du hast doch gerade an der Bar mit ihm geredet, oder? Er ist bei mir in Wirtschaft.«

Megan verrenkte sich, um aus der Sitznische lugen zu können.

»Ach, der – Joey und Zoe, die Fans von Bowie. Ja, die sind okay.«

Zoe. Er hatte eine Freundin, war ja klar. Ich betrachtete ihn quer durch den Raum und dachte an eine Rom-Com, die ich bedauerlicherweise in einem Alter gesehen hatte, in dem man noch leicht zu beeindrucken war. Darin heißt es über eine weibliche Hauptfigur: »So eine wird mit einem Freund geboren.« Bei Joe lag es nicht an der makellosen Kieferpartie oder den gewölbten Brauen über den weit auseinanderstehenden Augen – dem standen in der Attraktivitätsgleichung, die ich in den gleichen Filmen aufgeschnappt hatte, die Adlernase und die auseinanderstehenden Zähne gegenüber, die allzu kantigen Schultern auf dem schlaksigen, hoch aufgeschossenen Körper. Aber seine Haltung, die Art und Weise, wie er diese knöchigen Glieder bewegte, so als wäre ein energisches Ruckeln die offensichtlichste Art und Weise, sie in Gang zu setzen, wie er unvermittelt zu lächeln begann und dann wieder die Stirn in Falten legte, völlig mitgenommen von einer Blue-Eyed-Soul-Nummer. So einer wird mit einer Freundin geboren.

»Amöben im Anmarsch«, murmelte Megan und richtete den Blick ruckartig auf irgendetwas hinter meiner Schulter.

Ich verspürte einen plötzlichen Anflug von Panik, drehte mich aber nicht um. Sie meinte damit die Mitarbeiter von Amoeba Music, dem legendären Plattenladen in Berkeley, in dem ich während des zweiten Studienjahrs gearbeitet hatte, bevor ich zu seinem minderwertigeren Verwandten Rasputin Music in derselben Straße gewechselt war. Amoeba hatte sich als ein Höllental voller präventiöser Snobs herausgestellt, eine durch und durch entsetzliche sexuelle Erfahrung inklusive; im Vergleich dazu war Rasputin okay, aber langweilig gewesen, und auch dort hatte nie irgendwer über die Songs an sich gere-

det. Jetzt bediente ich für das doppelte Gehalt in einem Diner und war froh, die Bande los zu sein.

»Sind nur die Studenten«, ergänzte Megan. »Der Typ mit den Koteletten und noch zwei andere. Kein Neil in Sicht.«

Natürlich nicht. Neil hätte sich nie in einer solchen Bar blicken lassen, mehrere Blocks vom Campus entfernt und berühmt dafür, noch auf die dilettantischsten gefälschten Ausweise reinzufallen. Mein Adrenalinpiegel sank wieder.

»Lädst du sie zur Party ein?«, fragte sie, und ihre Nasenflügel weiteten sich. »Du hast zwei Sekunden Zeit zum Nachdenken.«

Ich war überrumpelt; die Typen waren mir zuwider, aber ich brachte es zumindest über mich, mit ihnen zu reden.

»Okay!«, japste ich, als sie auch schon an unserem Tisch vorbeigingen, ohne uns auch nur flüchtig zuzunicken, geschweige denn, mit uns zu reden. Trent stieß einen leisen Pfiff aus, der sich als Mitleid oder auch als Spott interpretieren ließ.

Ich erkannte die drei von hinten. Wir hatten als Kollegen kein enges Verhältnis gehabt; sie waren zu sehr damit beschäftigt gewesen, sich bei den Altvorderen unter den Mitarbeitern beliebt zu machen, die schon Erfahrungen mit harten Drogen gesammelt hatten und in komplizierten Lebensumständen in Oakland hausten. Außerdem hatte sich der Kotelettentyp einmal über mich lustig gemacht, weil ich The Brian Jonestown Massacre nicht kannte, woraufhin ich gekontert hatte, sein Wissen gehe nur in die Breite und nicht in die Tiefe, eine Ansicht, die ich weiterhin vertrat: Für diese Typen war Musik etwas, das sie aus Gewohnheit sammelten, eher ein weitgefächertes Wissensgebiet als ein Quell der Freude. Aber ein kurzes Hallo hätte trotzdem drin sein können.

Megan fing meinen Blick auf, und ihre Miene drückte Mitgefühl aus. Ich sandte Dankbarkeit zurück.

»Red Bull holen wir nur für uns«, sagte ich, und sie strahlte.

Trent gab uns durch Andeutungen zu verstehen, dass er so langsam mit Megan zu ihm gehen wollte, obwohl es erst zehn war und wir uns fürs Shuffleboard eingetragen hatten. Immerhin war ich mal rausgekommen, dachte ich, und immerhin würde ich nicht weiter über die jeweiligen Vorzüge verschiedener Wodkamischungen diskutieren müssen. Er schob mir sein halb leeres Bierglas zu, bevor er in Megans Gefolge die Sitznische verließ. Es war die Sorte Bier, die nach Gummibändern schmeckte, aber ich trank es trotzdem, hastig, da es nur eine Frage der Zeit war, bis man als junge Frau allein in einer Bar Aufsehen erregte. Ich täuschte Interesse an dem tief über der Nische hängenden Lampenschirm aus Buntglas vor.

»Nenn mir einen Song, der beides schafft.«

Joe stand vor der Sitznische.

Ich hob das Bier, um mein Lächeln zu kaschieren, und dachte rasch nach.

»In My Life« von den Beatles«, sagte ich. »Die Originalaufnahme mit George Martins komischem Klaviersolo, das klingt wie zu schnell abgespielt. Ein perfekter Song mit perfektem Gerüst. Und das Drumherum stimmt auch.«

»Pfff«, machte er, sichtlich enttäuscht von meiner Antwort. Er glitt auf die Bank mir gegenüber.

»Meiner Meinung nach war der zweispurig aufgenommene Gesang ein Fehler.«

Ich verschränkte die Arme und versuchte das Stück im Kopf abzuspielen.

»Lennon hat auf dem Effekt bestanden, weil er seine Stimme hasste«, fuhr er fort. »Aber der Song ist so intim – es sollte doch eher so klingen, als würde er allein für uns singen, meinst du nicht?«

»Er hat ja keinen Chor hinter sich«, sagte ich. »Es ist nur ein multipler John.«

»So als hätte er eine multiple Persönlichkeit?« Er grinste. »Klingt nach dem Bullshit, den ein Musikjournalist verzapfen würde.«

Allmählich fragte ich mich, ob er in Bezug auf das Lied womöglich recht hatte, aber ich wollte unbedingt das letzte Wort haben. »Der Bullshit, den ein Musikjournalist verzapfen würde« klingt wie der Bullshit, den ein Collegebubi verzapft.«

Er betrachtete mich über den Rand seines Glases hinweg, und ich sah ihn grinsen, als er einen Schluck trank.

»Es ist trotzdem ein perfekter Song«, sagte er. »Und das ist das Entscheidende.«

»Wirklich?«

Wir redeten weiter und fanden kein Ende. Die Zeit dehnte sich wie Karamell, bog sich durch und zog sich wieder zusammen. An der Jukebox wählten wir abwechselnd Lieder aus, die dann wundersamerweise auch tatsächlich liefen. Die Überschneidungen in unserem Musikgeschmack wurden immer größer, bis sie schließlich unendlich zu sein schienen: Indie-Rock und Elephant 6, die gesamten 60er, auch Lust am Pop, ganz ohne schlechtes Gewissen. Als wir ausgetrunken hatten, verschwand er für ein paar Minuten und ließ mich leicht verwirrt zurück, bis er mit einem randvollen Pitcher und zwei sauberen Gläsern wiederkam und wir weitermachten, wo wir aufgehört hatten. Die Sitznische war wie ein abgeschlossener Raum, auf drei Seiten von einer Wand und den hohen Holzlehnen unserer Sitzbänke begrenzt. Den Rest der Bar – eine dunkle, trübe Suppe, in der ganz gewöhnliche Menschen schwammen – nahmen wir nur gelegentlich und wie aus großer Ferne wahr.

Ich lud ihn beiläufig zu unserer Party ein, er schüttelte je-

doch den Kopf, sagte, dass Zoes Vater an dem Tag Geburtstag habe.

»Kennst du Zoe?«, fragte er und beugte sich über den Tisch; seine hoch sitzenden Augenbrauen waren ganz entspannt.

»Nein.«

Zoe war ein stilvoller Punk – spindeldürr, mit schmalen Hüften, Babydoll-Shirts, Plateauschuhen und gebleichten Haaren mit schwarzem Ansatz. Sie waren in jenem Herbst im Doppelpack aufgetaucht, beide Politikstudenten, die im dritten Jahr von irgendeinem Vorstadtcollege zu uns gewechselt waren.

»Ich glaube ...« Er ließ den Blick kurz durch die Bar schweifen, bevor er mich wieder ansah. »Ich glaube, Zoe und ich sind vielleicht so was wie ein perfekter Track. Wir brauchen das Drumherum – Familie, Freunde, unseren Heimatort. Wie es um das *Gerüst* unserer Beziehung bestellt ist, weiß ich allerdings nicht.«

Meine erste Reaktion waren Schuldgefühle, so als wäre ich irgendwie für die Probleme verantwortlich, die er mit seiner Freundin haben mochte. Dann verspürte ich einen Anflug von Panik angesichts der Möglichkeit, dass er zu haben sein könnte, denn damit wäre ich vollkommen überfordert. Folglich baute ich gleich mal vor.

»Ein perfekter Track ist nicht nichts! Ein perfekter Track kann einfach alles sein! ›Sara Smile‹ hat dich doch fix und fertig gemacht, bevor ich mit meinem Gequatsche anfing.«

Er nickte und fuhr mit dem Daumennagel über die Initialen, die jemand in die hölzerne Tischplatte geritzt hatte.

»Stimmt. Und ich kann mir mein Leben sowieso nicht mehr ohne sie vorstellen, also ...«

Er klopfte mit der flachen Hand auf den Tisch, um das Thema zu beenden.

Das erleichterte mich so weit, dass die Panik abflaute. Ich

lehnte mich in meiner Ecke zurück und er sich in seiner. Dann starrte ich auf die Schaumreste in meinem Glas und dachte über seine Metapher nach: eine Beziehung als perfekter Track. Irgendwie fand ich es wunderbar, wie er meine kleine Bemerkung über einen Popsong mit so viel Gefühl aufgeladen und auf die echte Welt übertragen hatte. Ich genoss es wie ein köstliches Bonbon.

Kurz darauf ging das Putzlicht an, und im grellen Licht wirkte sein Gesicht verändert – ein trauriger und entschlossener Zug um die Augen, schonungslos lebendig. Ich fühlte, wie sich in meiner Brust etwas aufatet, so als würde eine Tür in meinem Inneren weit aufgestoßen.

Er rutschte ans Ende der Bank und nickte ein paar Typen zu, die am Eingang standen, dann drehte er sich wieder zu mir um.

»Kann ich dir bei Gelegenheit einen Song zeigen, an dem ich gerade arbeite?«

Er war also tatsächlich Musiker ...

Im Laufe der nächsten Tage würde ich unsere Unterhaltung im Licht dieser Enthüllung neu bewerten, aber im Augenblick machte sie mich so perplex, dass ich nur wortlos meine Adresse auf eine Serviette schreiben konnte. Dann stand er auf, wobei er sich den Kopf am Lampenschirm stieß, und knöpfte seinen abgetragenen marineblauen Cabanmantel zu. Ich blieb sitzen.

»Mit wem bist du hier?«, fragte er.

»Mit ein paar Leuten, die meine Gesellschaft einigermaßen erträglich finden«, sagte ich. »Aber die sind schon weg.«

»Willst du ein Stück mit uns gehen?«

»Nee«, sagte ich, aber dann wurde mir klar, dass ich einen Grund brauchte, um das Angebot abzulehnen. »Mit Musikern will ich nichts zu tun haben.«

»Und wieso nicht?«, fragte er lachend und ging rückwärts in Richtung Tür.

*Weil sie mich unerträglich neidisch machen.*

»Weil sie mich immer enttäuschen«, sagte ich, was ebenfalls der Wahrheit entsprach.

Er reckte die Faust mit der Serviette in die Luft.

»Herausforderung angenommen!«

Ich blieb in der Nische sitzen, bis jemand die leeren Gläser abräumte und meine Verblüffung sich in Vorfreude verwandelte. Sein Song war garantiert durchschnittlich bis fürchterlich, aber ich spielte mit Genuss die sich auftuenden Möglichkeiten durch: Flüsterleise Akustikklänge? Pluckernde Electronica? Auf dem Heimweg kaufte ich mir ein Stück Pizza und aß es im Gehen, wobei mir das Fett aus den Winkeln eines seltsam unaufhaltsamen Lächelns triefte.

## Somebody Said

Am nächsten Abend veranstalteten wir unsere dämliche Party. Es war ein anstrengender Samstag – ein Auto ausleihen, Alkohol kaufen, Möbel verschieben, um das Wohnzimmer, das zugleich mein Zimmer war, irgendwie feiertauglich zu machen. Megan und ich teilten uns eine Zweizimmerwohnung in einem maroden Dreiparteienhaus vier Blocks südlich vom Campus, wobei der Mietvertrag auf den Ex-Freund von Megans Schwester lief, der schon seit 1994 nicht mehr dort lebte – was einerseits bedeutete, dass die damals vereinbarte Miete deutlich unter dem Mietspiegel lag, und andererseits, dass wir schreckliche Angst hatten, die Aufmerksamkeit der Hausverwaltung zu erregen, weshalb wir uns weder über den kaputten Backofen beschwerten noch darüber, dass es zwanzig Minuten dauerte, bis das Wasser aus der Dusche abfloss, oder über das Loch in der Rückwand des Kleiderschranks, durch das offensichtlich der dicke Ast eines Baums wuchs. Im Vergleich zum Studentenwohnheim war unsere Wohnung nämlich trotz allem himmlisch.

Die Party ergoss sich durch die Haustür bis auf den Gehweg. Den ganzen Abend über zog ich von einem Grüppchen zum anderen, lachte über Dinge, die lustig waren, und Dinge, die nicht lustig waren. Ich hatte einen perfekten Partymix gebrannt, aber natürlich legten die Leute auf, worauf sie gerade Lust hatten; gegen Mitternacht konnte ich meine CD in den ungeordneten Stapeln nicht einmal mehr finden.

Eine Party war für mich damals wie eine Aufgabe, die nun einmal erledigt werden musste. Im ersten Studienjahr hatte ich mein Sozialleben schleifen lassen – hatte abgewinkt, wenn jemand den Kopf durch meine Tür gestreckt hatte, und ganze Samstagabende damit verbracht, einer unzeitgemäßen Elvis-Costello-Begeisterung nachzugehen, die obsessive Züge annahm und mich bei genau null Prozent meiner Wohnheimmitbewohner beliebt machte –, aber die daraus resultierende erdrückende Einsamkeit hatte mir auch nicht zugesagt. Seitdem hatte ich mich zu einer normalen Collegetexistenz hochgekämpft, und ich war stolz auf das Erreichte: eine Wohnung, eine richtige Freundschaft und eine beeindruckende Menge an vom Vormieter übernommenen CDs.

Am Tag nach der Party räumten wir verkatert und mit vielen Pausen auf, bis Megans Yogastunde für ihre Freundinnen anstand. Ich nahm notgedrungen teil, da der Kurs in meinem Zimmer stattfand, und überlegte mir bereits eine Ausrede, um mich auszuklinken, als ich hörte, wie jemand über unsere Veranda ging und der Blechdeckel unseres Briefkastens klapperte. Ich stieg über die ausgestreckten Körper hinweg.

Auf der gebrannten CD im Briefkasten stand »ohne titel, für percy«; darunter war die E-Mail-Adresse von Joe Morrow gekritzelt. Der Bürgersteig lag im Dunkeln. Mir ging nur eins durch den Kopf: Hatte er uns durchs Fenster gesehen? Die anderen Mädchen in ihren schwarz glänzenden Stretchhosen, mich in meiner Jogginghose?

Als ich ins Wohnzimmer zurückkehrte, warf mir Megan beim Sonnengruß einen neugierigen Blick zu. Ich murmelte etwas von einem Abgabetermin für eine Hausarbeit. Von Joe hatte ich ihr nichts erzählt; sie würde es als stinknormale Schwärmerei abtun, da war ich mir sicher. Ich nahm meinen Laptop und meine Kopfhörer und ging in die Küche.

Joes Song war ruhig, aber vollständig instrumentiert, programmierte Drums, starker Halleffekt. Die Gitarre ein bisschen im Stil von Elliot Smith. Der Text war angenehm unergründlich, im Groben ging es um Gerüchte (*»The night lit up with talk of your talk«*), Verrat (*»Let's both be Judases, see where it takes us«*) und heraufziehenden Liebeskummer (*»Awoke to the memory of the possibility of the worst«*).

Ich hörte den Song noch einmal. Er war nicht schlecht, was mir wie ein absolutes Wunder vorkam. Joes Gesang war von einer bemerkenswerten Leichtigkeit getragen, so als brauchte er nur den Mund aufzumachen, und schon purzelte irgendeine schiefe, aber schöne Wahrheit heraus. Doch der Song an sich wirkte irgendwie zu gewollt, mit schwerfälligen Strophen und einer allenfalls netten Melodie, die keinerlei Rückstände in meinem Hirn zu hinterlassen schien, kaum war das Lied vorbei.

Nach mehreren Durchgängen begann ich eine E-Mail aufzusetzen. Und plötzlich färbte sich im Fenster des IM-Programms auf dem Bildschirm die Sprechblase neben seinem Namen grün. Zur gleichen Zeit war allerdings auch die Yoga-stunde zu Ende; die Teilnehmerinnen kamen der Reihe nach in unsere winzige Küche, um ihre Wasserflaschen aufzufüllen. Ich ging hinter meinem Laptop in Deckung, um nicht in ihren Luftraum zu geraten, und legte los. Instant Messaging war für mich ein neues Medium, aber ich wusste einigermaßen Bescheid: immer lässig bleiben und unbedingt alles kleinschreiben.

**@ileanpercy** hi

**@joeymorrow** hi!

**@ileanpercy** hier ist percy

**@joeymorrow** hast du ihn schon gehört?

**@ileanpercy** ja er ist super!

**@joeymorrow** danke mann dachte mir schon dass er dir gefallen könnte

**@ileanpercy** er könnte nur ein bisschen einprägsamer sein

**@joeymorrow** die strophen gehn doch gut ins ohr oder?

**@ileanpercy** oh sorry, aber nee – die melodie in den strophen ist voll austauschbar.

**@ileanpercy** und gleichzeitig irgendwie zu gewollt? es klingt ein bisschen forciert

**@joeymorrow** shit

**@ileanpercy** aber dein gesang ist magisch, joe, und die bridge ist schön. richtig schön.

**@ileanpercy** und komischerweise klingt es gar nicht wie eine bridge

**@ileanpercy** es gibt keine großartigen veränderungen oder so, sie hat genau so viele takte

**@ileanpercy** es ist einfach eine bessere melodie wie aus dem nichts

**@joeymorrow** ha ich hasse bridges schreiben, die hab ich einfach so hingerotzt

**@ileanpercy** wenn eine einfach hingerotzte melodie von dir so klingt, krieg ich echt angst vor deinem talent

**@joeymorrow** haha danke. schade dass es bloß eine bridge ist, wen interessieren die schon

**@ileanpercy** das ist natürlich blödsinn ABER ich dachte mir ... könntest du die melodie der bridge nicht vielleicht für die strophen nehmen?

**@ileanpercy** dann würden sie mit einer guten hook enden

**@joeymorrow** und wohin mit den jetzigen strophen?

**@ileanpercy** in die tonne? die waren echt langweilig.

**@joeymorrow** scheiße das wäre dann ein völlig anderer song

**@ileanpercy** die lyrics könntest du ja so lassen, nur mit der anderen melodie.

**@joeymorrow** interessant  
**@joeymorrow** ich sings gerade  
**@ileanpercy** ich auch.  
**@ileanpercy** funktioniert doch, oder?  
**@joeymorrow** ka  
**@joeymorrow** ich probiers mal aus  
**@ileanpercy** mega.

Fast unmittelbar nach dem Ausloggen wurde mir klar, dass ich mich wie ein Riesenarschloch aufgeführt hatte. Und so ging ich in dieser Nacht, statt zu schlafen, meinen Teil der Konversation immer wieder durch – ein Zeitvertreib, dem ich mich schon mein ganzes Leben hingab und den ich damit rechtfertigte, dass sich die daraus gelernten Lektionen auf künftige Interaktionen anwenden ließen, auch wenn das nie der Fall zu sein schien. So schlecht hatte ich seit Wohnheimzeiten nicht mehr geschlafen, als ich noch Nacht für Nacht wachgelegen und im Nachhinein die sozialen Berührungspunkte optimiert hatte, die mir jeden einzelnen Tag zu Tausenden aufgezwungen worden waren. Irgendwann hörte ich dann aber doch auf zu grübeln und ging zum Verfassen einer Entschuldigungsrede über. Sie sollte lässig, aufrichtig und reichlich selbstironisch klingen. Ich wollte sie ihm am Dienstag auf dem Campus vor der Haviland Hall vortragen, wo ich ihn nach dem Wirtschaftskurs, den er mit Trent besuchte, abpassen würde.

Mein Plan ging auf: Er kam mit großen Schritten aus dem Gebäude, als ich gerade daran vorbeiging. Seine Miene war finstern; als er mich sah, schlug sie in sonnige Überraschung um. Ich fragte ihn, ob alles in Ordnung sei. Er machte eine wegwerfende Handbewegung.

»Zoe hat Wirtschaft geschwänzt«, sagte er. »Hast du Lust auf einen Kaffee?«

Wir gingen ins Free Speech, eine moderne Cafeteria, die kürzlich neben dem Computerraum eröffnet hatte und großzügig mit Informationstafeln zur an der Uni ins Leben gerufenen Bewegung für Meinungsfreiheit ausgestattet worden war, die niemand beachtete. Wir holten uns Kaffee und gingen damit auf die Außenterrasse.

»Der Song ist jetzt so dermaßen gut«, sagte er, sobald wir uns gesetzt hatten. »Ich pack's immer noch nicht.«

In meinem Schultern und meinem Hals lockerte sich etwas, die Muskeln, die Megan als Traps bezeichnete. Ich strich die Entschuldigung.

»An den Lyrics feile ich noch. Die muss ich noch ganz schön ändern, damit sie zu der Melodie passen.« Er lehnte sich auf der Betonbank zurück und pustete in das Loch im Plastikdeckel des Kaffeebechers. »Zoe meint, ich soll dir ein Bier ausgeben, aber ein Bier kommt mir ein bisschen knausrig vor. Wie wär's mit zwei?«

»Zwei Bier klingt gut. Ich bin bloß froh, dass ich nicht, na ja, deine Gefühle verletzt habe.«

»Scheiß auf meine Gefühle«, sagte er laut und wedelte sie energisch beiseite.

Die Studentin neben uns schaute genervt herüber. Sie umklammerte einen rosa Textmarker und beugte sich über ein dickes Lehrbuch, das sie so weit von uns wegschob, wie es der gemeinsame Tisch zuließ.

»Sorry«, sagte Joe und warf ihr ein Lächeln zu. »Wobei, wir sind hier ja im Free Speech Café.«

Unfassbarerweise erwiderte sie das Lächeln. Und fuhr dann in deutlich weniger gekrümmter Haltung fort, Sätze in ihrem Buch anzustreichen.

»Hey, darf ich dich was fragen?« Joe drehte sich zu mir.  
»Kannst du singen oder irgendein Instrument spielen? Oder schreibst du selbst Songs?«

»Nein.« Ich nahm einen zu großen Schluck Kaffee und verbrannte mir die Kehle. »Ich habe für nichts davon Talent. Ich habe nur Meinungen zu Leuten, die welches haben.«

»Wie geht denn so was? Aber dann hattest du doch sicher Klavierstunden, oder?«

»Ja, die hatte ich. Ich war bloß total mies und habe es deshalb auch nicht lange ausgehalten. Musik ist mir einfach zu wichtig.«

Er zupfte an einer Locke über seiner Schläfe.

»Aber du studierst Englisch, oder?«

»Das hat sich letztlich so ergeben. Ich hatte mit Theater angefangen, um etwas in Richtung Musik zu machen, aber ich konnte die kitschigen Musicalsongs nicht ausstehen, all das übertriebene Herumgefuchtel mit den Händen und das ganze Getue.« Ich warf einen verstohlenen Blick auf das Buch unserer Tischgenossin: zu viele Zahlen für einen Theaternerd.

»Aber ein paar Songtexte hast du doch bestimmt schon geschrieben.«

»Ne, hab ich nicht«, sagte ich. Die Traps verspannten sich wieder. »Wenn es darum geht, bin ich wie gelähmt. Selbst dieses Gespräch lähmt mich ein bisschen, wenn ich ehrlich bin.«

Er lachte und lehnte sich zurück.

»Okay, okay. Reden wir über was anderes als Musik.«

Einen Augenblick lang saßen wir schweigend da und mussten dann über uns selbst lachen, dass wir das Klischee so ausagierten. Schließlich fragte ich ihn, wo er aufgewachsen war, obwohl ich schon wusste, dass er aus einer dieser nichtssagenden Vorstädte in der Bay Area stammte, und daraufhin erzählten wir einander von unserer Kindheit, und er erwähnte bei-

läufig, dass er seine Mutter früh verloren hatte. Im Sommer vor seinem ersten Highschool-Jahr war bei ihr Hautkrebs diagnostiziert worden, und zehn Wochen später, am Labor-Day-Wochenende, hatten sie sie beerdigt. Ich musste auf Toilette, aber ich verkniff es mir.

»Bist du damit klargekommen?«, fragte ich. »Ich meine ... kommst du heute damit klar?«

»Nein«, sagte er. »Und ja.«

Die Sonne kam heraus, fiel in Sprenkeln durch die tief herabhängenden Äste der Bäume, und er zog eine Sonnenbrille aus seinem Rucksack.

»Ich habe empfindliche Augen«, sagte er.

Ich sehe es noch ganz deutlich vor mir. Die schwarze Sonnenbrille, der Wust von Locken, der blaue Himmel und die hinter ihm im Wind flatternden Blätter – bis heute taucht dieses Bild manchmal unvermittelt aus meiner Erinnerung auf. Dann schossen seine Augenbrauen hinter der Brille nach oben.

»Oh Mann, das hätte ich fast vergessen! Sag, willst du eine Musikkolumne für unser Zine schreiben?«

Ihr Musikmagazin, erklärte er, heiße *Ring Finger* und werde von Zoe herausgegeben und bringe Texte von ungefähr einem Dutzend wechselnder Autorinnen; er selbst steuere gelegentlich ein Band-Interview bei.

»Ich kann nicht wirklich schreiben«, sagte ich.

»Sieh es einfach als Meinungsbeitrag. Meinungsstark bist du doch, und meinungsstarke Mädels machen *Ring Finger* aus.«

»Aber euer Zine ist kein so ein Riot-Grrrl-Ding, oder? Punk interessiert mich nämlich nur bis zu einem gewissen Punkt, und der ist ziemlich schnell erreicht.«

»Du kannst schreiben, worüber du willst. Solange der Spirit irgendwie Punk ist – und ich habe Zoe gesagt, das wäre bestimmt kein Problem für dich.«

Ich fühlte, wie sich diese Tür in mir wieder öffnete. John Cale! John Cage? Oder was über Tina Weymouth von den Talking Heads! Und womöglich könnte ich dabei auch nach Herzenslust fluchen!

Wir mussten beide zu unseren nächsten Kursen, verabredeten uns aber für hinterher im Pub auf dem Campus, damit er mir ein Bier ausgeben konnte, was er auch tat, und dann noch eins, und dann holten wir uns Burritos und aßen sie im Dunkeln auf einem grasbewachsenen Hang.

Am nächsten Tag kaufte ich mir im Buchladen eine Ausgabe von *Ring Finger*. Als Logo fungierte die Tuschezeichnung eines wie ein Stinkefinger in die Höhe gereckten Ringfingers, der abgeknabberte Nagel schwarz gelackt. Gott sei Dank kannte ich keine der Autorinnen – es war niemand dabei, der mich in meiner schrägen Vor-WG-Phase erlebt hatte. Zoe Gutierrez hatte einen langen, klugen Beitrag über ihre erste Periode geschrieben, gespickt mit historischen Schauergeschichten über das Thema Menstruation. Er gefiel mir, aber das Ganze hatte eine gewisse Schwere, es mangelte irgendwie an Humor und Leichtigkeit. Also beschloss ich, genau da anzusetzen. Ich kitzelte Ideen an die Ränder meiner Vorlesungsmitschriften, auf die Trennstreifen meiner Ringbücher, überallhin, wo ich Platz fand. Und wenn ich gerade keine Notizen machte, war ich in Gedanken bei Joes Song, summte die Melodie der Bridge. Ich hatte das traumähnliche Gefühl, mich etwas zu nähern, nach dem ich schon lange suchte – eine Lücke, in die ich genau hineinpasste, verborgen in einem riesigen Puzzle.

Als ich am Freitagabend von meiner Schicht im Diner nach Hause kam, erwartete mich eine E-Mail von Joe mit dem Betreff »FERTIG«:

meine mitbewohner sind heut abend weg und wenn du überkommst, kann ich ihn dir vorspielen. der braune schindelbau neben der kirche in der derby street

Ich stieg sofort wieder in meine Stiefel und marschierte zu seinem Haus, einem ehemals prächtigen Gebäude im Craftsman-Stil mit breiter, knarrender Veranda.

Er öffnete mit einem Lächeln die Tür.

»Du bist tatsächlich gekommen!«

»Ich sterbe vor Neugier«, sagte ich.

Er rieb sich die Hände, als wollte er mir gleich ein richtig gutes Essen zubereiten.

Sein Bett stand im Wohnzimmer, ein zum Sofa zusammengeklappter Futon, was zeigte, dass wir derselben sozioökonomischen Schicht von Studenten im Hauptstudium angehörten, wobei für ein Zimmer in einem richtigen Haus deutlich mehr soziales Kapital aufgewendet werden musste.

Die Sitzfläche des Sofas ging so in die Tiefe, dass ich die Beine anziehen musste. Von dort aus sah ich eine großzügige Küche, die vom Wohnzimmer abging, und eine stattliche Treppe, die mit dem üblichen College-Jungs-Durcheinander verziert war: über das Geländer geworfene Hoodies, eine ölige Fahrradkette, die sich auf der untersten Stufe ringelte wie eine Schlange.

Als ich mich wieder zu Joe umdrehte, saß er bereits am Tisch, die Maus seines Desktop-Computers in der Hand.

»Ach so«, sagte ich enttäuscht. »Ich dachte, du würdest es mir *vorspielen*.«

Er wandte sich überrascht um.

»Du willst es *live* hören?«

»Ja«, sagte ich. »Ich meine, wie's passt. Aber ja, schon.«

Er zuckte mit den Schultern, nahm eine Gitarre, die in der Ecke lehnte, und hockte sich aufs andere Ende des Futons.

»Aber hinterher solltest du dir auf jeden Fall noch die Aufnahme anhören. Bier?«

Er wirkte nervös. Ich schüttelte den Kopf und kämpfte gegen ein Lächeln an.

»Okay«, sagte er. »Also ... der Song heißt ›Somebody Said‹.«

Er räusperte sich und fing an. Er spielte gut Gitarre, sein Fingerpicking war zielsicher. Mir kam der Gedanke, dass sich seine Hände bestimmt rau anfühlten – oder war Hornhaut eher glatt? Wie ich es erwartet hatte, klangen die Strophen mit der neuen Melodie elegant und treffend, die Wiederholung der neuen letzten Zeile diente dem Song als eindeutige Hook: »*Somebody said you said it was over.*« Joes Stimme bebte, als er es sang, seine Stimme brach – und auf einmal hatte ich das ziemlich sichere Gefühl, einen künftigen Star am Musikerhimmel vor mir zu sehen und dass meine spontane Reaktion eines Tages von jedem, der Augen und Ohren hatte, im ganzen Land geteilt werden würde, von Scharen von Collegegirls und empfindsamen jungen Vätern. Ich verspürte einen Anflug von Schwindel, so als hätte ich mich zu weit über eine Balkonbrüstung gebeugt.

Die neue Bridge holte mich mit einem vorhersehbaren Akkordwechsel und einem halbherzigen Paarreim ins Hier und Jetzt zurück. Ja, so funktionierte es gut. Eine perfekte dritte Strophe und zum Abschluss dieses Zahnlücken-Grinsen.

»Heilige Scheiße!«, sagte ich.

Er atmete tief aus.

»Oh, Mann! Gott sei Dank.«

»Du gehörst auf die Bühne.«

»Ich stelle gerade eine Band zusammen.«

»Ich glaube, meine Hände zittern tatsächlich ein bisschen.«

Ich streckte zum Beweis eine Hand aus, und er ergriff sie, nahm meine Finger unbeholfen zwischen seine.

»Danke«, sagte er.

## The King of Carrot Flowers Pt. One

Das Wochenende verbrachte ich in der Bibliothek, wo ich ein wenig lernte, aber hauptsächlich für *Ring Finger* schrieb. In meiner Dickies-Tasche waren Müsliriegel, reife Bananen und eine Vitaminwater-Flasche, die über die Macht verfügte, scheinbar unendliche Mengen Wasser aus dem Trinkbrunnen mit Drachenfruchtgeschmack aufzupeppen, sodass ich keinen Grund hatte, die Bibliothek auch nur kurz zu verlassen. Die Stunden vergingen wie im Flug, denn das Schreiben machte Spaß, obwohl auch die Erkenntnis in mir aufkeimte, dass ich keine Ahnung hatte, was ich da eigentlich trieb. Jede Kolumne sollte einen bestimmten Song zum Thema haben, so viel wusste ich bereits, aber alles andere war völlig offen. Welche Songs? Wie persönlich durfte es werden? Was wollte ich überhaupt erzählen? Immer wieder begann ich einen Text, nur um ihn zu verwerfen, wenn ich eine andere Herangehensweise fand – es gab unendlich viele Möglichkeiten, sich einem Song zu nähern! –, und wieder von vorne anzufangen.

### Surf's Up

Als meine Mutter mir zum ersten Mal den Beach-Boys-Song ›Surf's Up‹ vorspielte, hieß ich noch Eileen.

Findet ihr, das passt zu mir?! Seht ihr bei Eileen nicht eher eine 57-jährige Frau vor euch, die ihr Essen grammweise abwägt und ihren Schmuck als

»Geschmeide« bezeichnet? In meinen Augen klingt der Name jedenfalls so steif und so empfindlich wie ein übermäßig gestärktes Spitzendeckchen. Und ich schwör's euch, zu meinen frühesten Erinnerungen gehört, dass ich in meinem Gitterbett mit Eileen angesprochen wurde und dachte: »Wollt ihr mich eigentlich verarschen?«

Als ich auf der Highschool war, verkündete ich meiner Familie deshalb irgendwann beim Abendessen, ich wolle fortan mit meinem zweiten Vornamen angesprochen werden: Percy. (Ja, ich verwendete tatsächlich den Ausdruck »fortan«.) Mein Vater war gleich an Bord – schließlich trug ich den Namen zu Ehren seiner griechischen Großmutter Persephone, Heldin sämtlicher Geschichten aus seiner Kindheit und meines Wissens die einzige extrovertierte Person, die je die Äste meines Familienstammbaums geziert hat –, meine Mutter hingegen stand abrupt vom Tisch auf und kratzte das Essen von ihrem Teller in den Mülleimer. Ihren Geschmack dermaßen anzuzweifeln, war das größte Ausmaß an Auflehnung, an Punk, zu dem ich

## Surf's Up\_2

Die Beach Boys sind ein Stück weit Punk. Ja, das ist mein Ernst. Als Brian Wilson die Songs für *Smile* schrieb, darunter mein Lieblingsstück ›Surf's Up‹, war ihm völlig egal, was die Welt von ihm erwartete. Das Album war ein wunderschöner Stinkefinger in Richtung der damaligen Popmusik.

Meine Mutter, die mir ›Surf's Up‹ zum ersten Mal vorspielte, tickt ganz ähnlich. Einmal abgesehen von

einem flüchtigen Interesse am Stevie Wonder der 70er Jahre und einer Prise Joni Mitchell, hat sie die musikalischen Revolutionen ihrer Generation nämlich einfach ausgesessen. Als Kind hatte sie so vollendet Geige gespielt, dass sie als Teenager allein nach New York ziehen und an der Musikhochschule studieren durfte – aber auch als ihr Vater starb und die Familie nach und nach ihr Geld verlor, zog sie nicht gleich wieder nach Hause zurück. Sie spielte in Quartetten und Orchestergräben und versuchte sich sogar als Sängerin, gab in Ruderclubs Standards zum Besten, bis irgendetwas passierte – oder vielleicht auch nicht passierte, denn bis heute redet sie nicht darüber, sondern sagt immer nur, dass sie meinen Dad kennenlernte und sich für »das einfachere Leben« daheim in Indiana entschied. Trotzdem war sie nicht wie die anderen Mütter in Indiana.

### **Surf's Up\_3**

Meine Mutter ist nicht wie eure Mütter. Sie hasst so gut wie alles: Restaurants (»Wer weiß, was die dir ins Essen tun?«), Museen (»Zoos für Kunst!«), Reisen (»Geld ausgeben, nur um hinterher damit angeben zu können«), Camping (»Obdachlosigkeit auf Probe«). Die Musik ist unser einziges gemeinsames Interesse, und selbst das macht sie uns kaputt, weil sie den piefigsten Musikgeschmack der Welt hat. Mozart, Beethoven, diese ganzen Geister mit weißen Perücken.

Als sie mir an einem heißen Nachmittag gegen Ende meines siebten Schuljahrs ein Lied vorspielen wollte, war ich folglich ziemlich misstrauisch – und

dann ratlos, als ich das CD-Cover sah. Die Beach Boys?? Oldies hatte ich längst hinter mir gelassen! Aus meinen Kopfhörern lärmte blechern der verzerrte Gitarrensound von Green Days *Dookie*.

»Du brauchst mal eine Pause von diesen Green Day«, sagte sie, wobei sie den Bandnamen aussprach, als entstammte er einer Fremdsprache. »Ich glaube, auf Dauer tut das deinem Gehirn nicht gut.«

Sie schob die CD in meinen Player, wählte das Stück an.

»Jedenfalls sind das nicht die Beach Boys, die du im Kopf hast. Der Titel ist ein Wortspiel, ›Surf's Up‹ wie in *time's up*, die Zeit ist um, sie hatten nämlich ihr Surfer-Image satt. Der Text ist auch merkwürdig, aber glaub mir, darauf kommt es nicht an, der Song funktioniert auch so. Wenn es dir nicht gefällt, ist es auch nicht schlimm, dann hör einfach deine wütende Popmusik weiter.«

Mit diesen Worten drückte sie auf Play und verschwand durch die Schiebetür in den Garten.

Der Song versetzte mich an einen Ort, an dem *Dookie* niemals hätte existieren können. »*Columnated ruins domino*« ... Ich schaute durchs Fenster nach meiner Mutter, fühlte mich ganz plötzlich einsam. Das Wort *columnated* hatte ich bis dahin noch nie gehört (habe ich bis heute nicht), aber ich sah das Domino deutlich vor mir: der kaskadenartige Einsturz einer Zivilisation. Meine von der Sonne ausgedörrte Haut kribbelte. Und dann erst die zweite Hälfte des Lieds: Wie aus dem Nichts entstand da ein ganz neuer Sound, eine niemals endende Bridge. Ich hörte kein abschlie-

ßendes Element, keinen der Schlussakkorde, die ich zu erwarten gelernt hatte, nur Türen, hinter denen sich immer noch größere Türen auftaten, und darüber ein grenzenloser Himmel. Hör hin, flüsterte mir der Song an jenem Tag in unserem Wohnzimmer zu, das Leben kann so groß sein.

Ich spielte den Song noch einmal ab und fühlte, wie mir Tränen über die Wangen liefen und in den weichen Polstern des Kopfhörers um meinen Hals versickerten. Schließlich öffnete ich auf wackligen Beinen die Schiebetür.

»Mom, das ist unglaublich schön!«, rief ich mit verheulter Stimme.

Ihr Hintern ragte in die Luft, die Hände steckten in einem Erdhörnchenloch. Sie drehte sich kurz zu mir um und hielt einen Daumen hoch.

## **Surf's Up\_4**

In der Primarstufe war meine Mutter ein anstrengendes Jahr lang meine Klavierlehrerin. War es in der vierten Klasse? Der fünften? Ich hatte schon einen leichten Busen, trug aber noch keinen BH. Jeden Tag saßen wir nach der Schule anderthalb Stunden an dem Piano im Esszimmer. Mit der rechten Hand konnte ich einigermaßen spielen und mit der linken auch, aber irgendwie wollten sie nicht so zusammenarbeiten wie von der Natur vorgesehen, und das Pedal verlangte mir ein Ausmaß an Konzentration ab, das meiner Mutter echte Sorge zu bereiten schien, so als hätte ich womöglich bei der Geburt einen bislang unentdeckten Hirnschaden erlitten. Als ich sie schließlich

bekniete, den gemeinsamen Klavierstunden ein Ende zu setzen, scheiterte sie kläglich daran, ihre Erleichterung zu verbergen.

Doch dann, zwei oder drei Jahre später, spielte sie mir Brian Wilsons Klavier-Demo von ›Surf's Up‹ vor – und auf einmal hasste ich sie dafür, dass sie mich nicht zum Durchhalten gezwungen hatte. Ich dachte pausenlos darüber nach, wo sich die formwandlerischen Akkorde und die sehnsuchtsvolle Melodie auf der Landkarte der Klaviatur befinden mochten – im Grunde dachte ich darüber nach, wie der Song funktionierte.

Wie die meisten jungen Musikfans hatte ich zu der Zeit wahrscheinlich noch den Traum, irgendwann einmal selbst etwas in der Art hervorzubringen, und das Geheimnis von ›Surf's Up‹ zu lüften, erschien mir als ein wichtiger erster Schritt.

Das Pianino aus dem Esszimmer war inzwischen fortgeschafft worden, aber auf einem alten Spieltisch im Keller fand ich noch das Casio-Keyboard, das mein Bruder irgendwann einmal zu Weihnachten bekommen und kaum angerührt hatte. Ich nahm eine Plastikbox mit Wintermänteln als Klavierhocker, stöpselte Kopfhörer ein, damit mich niemand hörte, und versuchte den Song auseinanderzupflücken – zuerst die Gesangsmelodie, was relativ einfach war, dann die Akkorde, die es nicht waren.

In jenem Sommer verbrachte ich eine ganze Reihe von Nachmittagen da unten, ließ den Kopfhörerstecker zwischen meinem Walkman und dem Keyboard hin und her wandern und versuchte zu verstehen, was ich da hörte.

Am Ende des Sommers gab ich auf. Manche Akkorde

waren für mein Ohr unmöglich zu entschlüsseln – und am meisten frustrierte mich, dass ich nicht verstand, wie Brian Wilson darauf gekommen war, von diesem Akkord zu jenem zu wechseln, und wie zum Teufel alles zusammen so verdammt gut klingen konnte. Ich kam zu dem Schluss, dass es Menschen gab, die in der Lage waren, etwas so Großartiges wie ›Surf's Up‹ zu erschaffen – Menschen mit Talent –, und andererseits Menschen wie mich, die es einfach nur wertschätzen konnten. Aber das immerhin blieb mir. Ja, ich konnte ›Surf's Up‹ so was von wertschätzen! Ich konnte von dem Gefühl leben, das mir die Musik gab, ihre sich endlos entfaltenden Empfindungen und Möglichkeiten waren wie mein ganz persönlicher fliegender Teppich, auf dem ich in die Zukunft reiten konnte.

An diesem Punkt hielt ich mit dem Schreiben inne. Mich schauderte. ›Surf's Up‹ war als erste Kolumne ganz offensichtlich eine schlechte Wahl. Wenn es schon so persönlich wurde, sollten sich die Leser von *Ring Finger* zumindest davon angesprochen fühlen. Also fing ich noch einmal von vorne an. Mit einem Song von der ultimativen Collegeband: Neutral Milk Hotel.

## **The King of Carrot Flowers Pt. One**

*In the Aeroplane Over the Sea* entdeckte ich als Teenager; ein Freund aus dem Internet hatte mir das Album auf eine golden schimmernde CD-R gebrannt und per Post geschickt. Ich sehe noch die krakelige Filzstiftbeschriftung vor mir: »NMH«, mehr stand nicht

darauf. Das Fehlen von Coverabbildung und Begleittexten machte die Musik noch magischer, mysteriöser, so als wäre man in einem unbeschrifteten Pappkarton auf einen funkelnden Schatz gestoßen.

Während meines Abschlussjahrs war ich von dem Album besessen, suchte verzweifelt nach jemandem, mit dem ich darüber reden konnte, irgendwem außerhalb der primitiven Messageboards, in die ich mich nur einloggen konnte, wenn mein Bruder gerade nicht die Telefonleitung besetzt hielt. Dass das Album, eine hochemotionale Auseinandersetzung mit dem menschlichen Bedürfnis nach Verbundenheit, diese Verzweiflung thematisch widerspiegelte, machte die Erfahrung nur noch intensiver. Genau wie der Umstand, dass meine Familie das Album aus ganzem Herzen hasste, worüber wir oft scherzten, was mich aber mehr belastete, als ich mir anmerken ließ. »Niemand auf dem Album beherrscht sein Instrument auch nur ansatzweise, den Sänger eingeschlossen«, lautete ein Spruch meiner Mutter, mit dem sie jedes Mal lautes Gelächter ertete. (Immer wenn *In the Aeroplane Over the Sea* auf einer dieser Best-of-Listen landet, was oft vorkommt – die besten Alben der 90er im *Rolling Stone*, die besten Platten aller Zeiten auf *Pitchfork* –, stößt eine kleine Idiotin in mir einen hämischen Triumphschrei aus.) Die Texte sind dicht und eindringlich, inspiriert von Anne Frank und der traumatischen Kindheit des Sängers Jeff Mangum, aber durchsetzt mit so zarten und schönen Augenblicken, dass es die ganze Düsternis wert ist. Es war genau das, was ich als Teenager brauchte, auch wenn ich über eine hartnäckige Unsichtbarkeit hinaus kein

nennenswertes Trauma vorzuweisen hatte. (Hat noch irgendwer eine echte Sportskanone als Bruder? Es braucht erstaunlich viel Einsatz vonseiten der ganzen Familie, um so einem aufstrebenden Footballspieler unter die muskulösen Arme zu greifen: Man musste ihn zu Wettkämpfen in benachbarte Bezirke kutschieren, Spielzüge mit ihm durchgehen, Geld für Ausrüstung zur Seite legen. Ich dagegen war eher die Akademikerin, was allen anderen nur sehr wenig abverlangte.)

Durch reine Willenskraft brachte ich meine einzige Freundin schließlich so weit, dass ihr *In the Aeroplane Over the Sea* gefiel. Sandy war schlau und wissbegierig und

## **The King of Carrot Flowers Pt. One\_2**

Sandy, die einzige Freundin, die ich als Kind je hatte, war schlau und wissbegierig, aber mit strengen koreanischen Eltern geschlagen, die sie kaum vor die Tür ließen. Unsere Freundschaft war von unseren Grundschullehrern, die mit uns beiden nicht viel anzufangen wussten, wie eine arrangierte Ehe angebahnt worden und blieb im Laufe der Jahre aus Mangel an Alternativen bestehen.

Eine meiner deutlichsten Erinnerungen an die Highschool ist, wie sie mich kurz vor unserem Abschluss anrief, um mir zu sagen, dass ihr ›The King of Carrot Flowers Pt. One‹, das erste Stück auf *In the Aeroplane Over the Sea*, gut gefiel. Ich hatte seit Mona-

ten versucht, sie für das Album zu begeistern, und nun gab es kein Halten mehr, eine Stunde lang redete ich ununterbrochen auf sie ein, erklärte, es sei zwar nur der drittbeste Song auf dem Album, aber trotzdem eine gute Wahl, und *carrot flowers* beziehe sich im Übrigen auf echte Karotten, aus denen dekorative Blumen geschnitzt würden, so, wie sie meine Mutter vor Partys machte, um damit die Platten mit dem Essen zu dekorieren; der König der Karottenblumen sei ein Kind, dem das besonders gut von der Hand gehe.

»Hmmm ...«, machte Sandy ins Telefon. »Aufgrund der Naturthematik im Rest der Strophe würde ich ja eher vermuten, dass er die Blütenstände meint, die oben aus den Karotten sprießen, wenn sie reif sind.«

Es war so was von offensichtlich!

»O mein Gott. Ich bin so blöd.«

»Wer blöd ist, wird nicht an der Berkeley angenommen«, sagte sie. Ich hatte gerade den Zulassungsbescheid bekommen.

Ich stand auf und verhedderte mich dabei in den Spiralen des Telefonkabels.

»Ich bin noch nicht so weit, Sandy! Was, wenn ich so einen Blödsinn auf einer Collegeparty verzapfe? Ich brauche noch Zeit!«

»Das ist ungefähr das neunte Mal, dass ich in zwölf Jahren Freundschaft etwas Dummes aus deinem Mund gehört habe«, meinte sie darauf. »Auf vier Jahre College umgerechnet heißt das, dass du dort ungefähr drei dumme Sachen sagen wirst. Rein statistisch ist das zu vernachlässigen.«

Sandy war die Beste. Nach der Highschool verloren wir uns trotzdem rasch aus den Augen.

Auf dem College stellte ich dann allerdings bald fest, dass Partys nicht der Ort waren, an dem über ›The King of Carrot Flowers‹ diskutiert wurde; Partys waren Angelegenheiten mit aggressiver Beschallung, bei denen die Musik vor allem dazu diente, die Gäste zum Schreien zu zwingen, wenn sie sich verständlich machen wollten. Fans von Neutral Milk Hotel lernte ich erst kennen, als ich in Berkeleys Musikläden zu jobben begann. Ich erzählte meinen Kollegen gern die Geschichte, wie ich die Karottenblumen für Kalte-Platten-Garnitur gehalten hatte, und dachte, wir würden zusammen darüber lachen, dachte, wir würden alle anfangen zu erzählen, was uns der Song bedeutete – dass er die häuslichen Spannungen, die wir in unserer Jugend mitbekommen hatten, erträglicher machte, indem er sie in das heftigste, schillerndste Drama steigerte; und dass er Sex als einen tiefen Quell der Freude und der Sinnhaftigkeit erscheinen ließ, der uns im Erwachsenenalter erwartete. Aber fast immer hieß es nur, sie hätten nie über die Karottenblumen nachgedacht und auch keine Meinung dazu ...

Allmählich begann ich mich für meine Schreibversuche zu schämen. Welchen Platz auf der Welt, welche Lücke im Puzzle ich mir auch immer erträumt hatte: Dies war *ganz* sicher die falsche Art, mich ihr zu nähern – zu schnulzig, zu verletzlich. Ich speicherte die Texte unter irgendeinem unauffälligen Dateinamen ab, vergrub sie in einem Archivordner für den Fall, dass Megan sich meinen Laptop ausleihen wollte, und schrieb einen seichten, locker-leichten kleinen Artikel über No Doubt, der rein gar nichts mit meinem Leben zu tun hatte. Mir war

bewusst, dass es ein ganz eigenes Risiko barg, über eine Mainstream-Band zu schreiben, aber das war die Art von Rebellion, die mir erst mal mehr lag.

Inzwischen war es spät; im Lesesaal saßen nur noch die ganz eifrigen Studenten von der Sorte, die jeden Zentimeter Schreibtischfläche mit aufgeschlagenen Büchern und halb ausgeleerten Federmappen bedeckte. Ich stand auf, um meinen Laptop auszustöpseln.

Aber dann setzte ich mich wieder. Ich öffnete das versteckte Dokument erneut, dimmte die Bildschirmbeleuchtung so weit herunter, dass ich selbst kaum noch etwas erkennen konnte, und machte mir nicht einmal die Mühe, den Titel zu ändern:

## **The King of Carrot Flowers, Pt. One\_2**

Neil und ich arbeiteten beide bei Amoeba Records. Als frischgebackener Collegeabsolvent mit geregelter Nine-to-Five-Job schien er in der gesellschaftlichen Rangordnung irgendwo zwischen den studentischen Aushilfen und den alteingesessenen Mitarbeitern zu stehen. Eines Tages waren wir allein im Pausenraum, und er schwadronierte wie üblich endlos über Songs, die er hasste. Er ließ sich zum Beispiel gern darüber aus, was ›Let It Be‹ für ein sentimentaler Schund sei, eine Ansicht, die er so regelmäßig herausposaunte, dass man hätte glauben können, er wäre der Erste, dem sie in den Sinn gekommen war. Und an diesem Tag besaß er tatsächlich die Stirn, auf *In the Aeroplane Over the Sea* loszugehen.

»Überbewertet«, sagte er, nachdem er den Deckel meines Discman geöffnet und ihn mit spitzen Fingern wieder zugeklappt hatte. »Das erste Album war besser.«

»Ich beglückwünsche dich zu deiner dummen Meinung«, sagte ich und ließ dabei den Aluminiumdeckel meiner Eistedose auf und zu schnappen. »Aber warum geht es bei euch nie um das *Warum? Warum* ist das erste Album besser? Was löst es in dir aus?«

Seine Lippen kräuselten sich zu einem Lächeln.

»Du bist doch die, die auf Tracy Chapman steht, oder?«

»Der Refrain von ›Fast Car‹ ist der bewegendste musikalische Moment der Achtziger. Weiter habe ich nichts zu Tracy Chapman gesagt.«

Das Lippenkräuseln verschob sich von einem Mundwinkel zum anderen.

Neil ist nur ein paar Jahre älter als ich, aber er steckt bis zu den Ohren in diesem Gen-X-Hass auf den Mainstream, einer gleichermaßen politischen wie ästhetischen Abneigung. Es ist ja nicht so, dass ich das nicht nachvollziehen könnte. Aber für mich ist Authentizität nur einer der Maßstäbe, nach denen Musik bewertet werden sollte, und ich wüsste nicht, warum er alle anderen einschließlich Schönheit und Freude überlagern sollte.

Aber wie dem auch sei: Tracy Chapman hat jedenfalls mehr Authentizität im kleinen Finger als die Hälfte von dem Quatsch, den Neil anbetet. Und auf eine gewisse Art gilt das auch für Neutral Milk Hotel. Ihre Songs zählen nur deshalb nicht zu den Deep Cuts, weil sie in bestimmten Collegekreisen

unheimlich beliebt sind, was sie in den Augen von Typen wie Neil automatisch suspekt macht. Für mich persönlich hat ein »Deep Cut-Song« sowieso eine andere Bedeutung, die zudem mit den Ansichten anderer Leute nichts zu tun hat: Für mich geht es bei einem *Deep Cut* vornehmlich darum: Wie tief schneidet er dir ins Fleisch? Wie nah kommt er deinem Innersten? Wie lange hängt er dir nach?

»Du schuldest mir noch eine Antwort«, sagte ich herausfordernd.

Neil schien einen Augenblick lang über meine Frage nachzudenken – und beugte sich dann über den Tisch und küsste mich. Und als würde mein Mund eine vorprogrammierte Reaktion abspulen, erwiderte er den Kuss. Es war mein erster Kuss, meine allererste intime Begegnung überhaupt, und ich empfand nichts dabei; erst nachts im Bett überkam mich das Gefühl, einen schweren Level in einem Videospiel geknackt zu haben. Zwei Wochen später stellte er mich seinen Kumpels bei einem Konzert als seine Freundin vor; und eine Woche darauf gewährte er mir, Neutral Milk Hotel laufen zu lassen, während er mich entjungferte oder es zumindest versuchte, bis ich ihn mitten im Akt (während ›Communist Daughter‹, zweite Strophe, stechender Schmerz) von mir wegstieß. Ich rannte ohne Slip aus seiner Wohnung und ließ mich bei Amoeba Records nie wieder unter der Woche blicken.

## Fight the Power

Joe brannte mir eine CD mit seinen anderen, größtenteils noch nicht fertig geschriebenen Songs. Wir verabredeten uns für einen Dienstagabend bei ihm.

Als ich die Veranda betrat, drang aus dem Haus so lauter Hip-Hop, dass ich gegen die Tür hämmern musste.

»Hatte dich nicht für einen Hip-Hop-Fan gehalten«, sagte ich beim Eintreten.

Ich setzte mich, und er holte uns Bier. Dann hockte er sich auf die Lehne des Futonsofas, drehte die Lautstärke so weit herunter, dass wir uns unterhalten konnten, und ehe ich mich's versah, war mir meine Hip-Hop-Beichte entfleucht: Ich würde die Musik nicht kapieren, ich bräuchte Melodien, und meine linksliberalen Schuldgefühle würden mich zu sehr ablenken, um das genießen zu können, was mir daran gefiel; seinerzeit war das noch eine einigermaßen akzeptable Position, aber es war trotzdem extrem uncool. Und dann holte ich zum Rundumschlag aus, mokierte mich über die ganzen weißen Bubis auf meiner Highschool in ihren FUBU-Klamotten, die ihre Cheerleader-Freundinnen »Bitches« nannten und dann nach Hause in ihre protzigen Fertighausvillen fuhren, bezahlt mit geerbtem Vermögen aus Sozialmaßnahmen, von denen Schwarze ausgeschlossen waren – ich fand das voll daneben.

Joes Blick ging nach oben – man konnte nicht unbedingt sagen, dass er die Augen verdrehte, aber es war nah dran.

»Meinst du nicht, die Hip-Hopper hätten lieber die zwölf Dollar für die CD von dir als deine Schuldgefühle?«

Hm, was sollte ich darauf antworten? Ja, das war logisch.

Die Wahrheit lautete, dass ich Hip-Hop einfach nicht mochte. Und es gab viele Musikrichtungen, die ich noch weniger mochte. Ich hätte jederzeit lieber Hip-Hop gehört als Techno oder Ambient oder Death Metal oder Prog-Rock oder so gut wie sämtlichen Jazz und Country. Selbst viele der ganz Großen konnte ich nicht leiden – Elvis langweilte mich, und Sinatra klang für mich wie ein selbstgefälliger Arsch, der er sicher auch gewesen war, ein Angeber mit einer Horde schwülstiger, schmetternder Blechbläser im Hintergrund.

Joe begann zu grinsen.

»Ob du's glaubst oder nicht: Bis zum ersten Studienjahr war ich einer von diesen Hip-Hop-Bubis. Die Jeans hingen mir ständig in den Kniekehlen.«

»Nie im Leben!«

Er griff nach einer Akustikgitarre und begann sie auf seinem Knie zu balancieren, als fände er das beruhigend.

»Doch. Und mir wäre völlig egal gewesen, was du davon hältst. Meine Mutter war tot, und ich hasste die Schule. Da war Hip-Hop genau das Richtige.«

Ich versuchte dieses Bild mit dem ausgeglichen wirkenden, sanft an den Saiten zupfenden Gitarristen vor mir in Einklang zu bringen.

»Und wie hast du es dann nach Berkeley geschafft, wenn du die Highschool so gehasst hast?«

»Zoe«, sagte er nur. »Sie wollte hierher, und ich wollte bei ihr sein. Wir haben auf dem Junior College dieselben Kurse belegt, und sie hat mir geholfen. Sehr sogar. Tut sie heute noch. Sie ist der einzige Grund dafür, dass ich hier bin, und auf jeden Fall der einzige Grund, weswegen ich Politikwissenschaften studiere.«

Mit dem nächsten Song drehte er die Lautstärke wieder hoch. ›Fight the Power‹ aus dem berühmten Spike-Lee-Film.

»Immerhin bist du nicht den Rage-Against-the-Machine-Weg gegangen!«, rief ich.

»Oh, die Phase hatte ich auch«, sagte er.

»Nicht wahr!«

»Ging nicht lange – sobald ich Zoe kennenlernte, schwenkte ich auf Gothic um ... Aber Percy, das hier ist Public Enemy.«

Er wandte sich der Stereoanlage zu, und Wut huschte über sein Gesicht. Endlich: Ich hatte mich schon gefragt, wann mein Gestichel auf den Grund seiner Emotionen stoßen würde. Ich hielt den Mund und hörte zu.

Der Song war vielschichtig, voller Samples und shuffelnder Funk-Rhythmen, glich mehr einer Explosion als einem Lied, fühlte sich an wie Granatsplitter auf der Haut. Die Musik hallte von den hohen Decken des alten Hauses wider, den angedunkelten, staubigen Zierleisten, füllte jeden Winkel aus. Die berühmte letzte Strophe haute mich schließlich um: Elvis und John Wayne wurden als Rassisten bezeichnet, ›Don't Worry, Be Happy‹ zur Anbiederung an die weiße Hörerschaft umgedeutet. Als das Stück zu Ende war, drückte Joe mit dem Zeh auf den Netzschalter, und im Haus herrschte Stille. Nur aus dem Zimmer eines Mitbewohners hörte man eine Tastatur klackern.

»Schon geil«, sagte ich. »Ich höre Anklänge an ...«

Er erhob sich abrupt und sah mich an, die Gitarre in den Händen.

»Ich will nicht, dass du ›Fight the Power‹ analysierst. Ich will dir damit nur erklären: Wenn einem mit vierzehn das Schlimmstmögliche passiert, dann hat man eine Menge Wut in sich. Und wenn dein Vater zu trinken anfängt und du dazu noch ein Einzelkind bist, dann bekommst du Angst. Du hast

Angst, und du bist wütend, und dir ist alles scheißegal. Es brodelte in mir, ich war ein einziger gewaltiger Gefühlsvulkan. Und ich brauchte die richtige Musik dafür.«

Mir fiel keine passende Antwort ein.

»Okay, ich verstehe«, sagte ich schließlich. »Das war für dich also ein Vulkan von einem Song.«

Den Rest versuchte ich mit meiner Mimik auszudrücken: *Es tut mir so leid, dass dir das zugestoßen ist, lieber, guter, wunderschöner Joe.* Aber er stand nur da und hielt die Gitarre gepackt, parallel zu seinem Körper. Er trug ein übergroßes kurzärmeliges Button-down-Hemd aus irgendeinem steifen Synthetikmaterial, und in diesem Augenblick wirkte er darin so hühnerhaft und gleichzeitig so schmal und verletzlich, dass er mich an David Byrne in seinem Riesenjackett erinnerte.

»Du bist ein schräger Typ«, sagte ich behutsam, »aber wütend wirkst du nicht auf mich.«

»Die Wut ist schon noch da«, sagte er, und endlich hellte sich seine Miene etwas auf. »Inzwischen ist sie nur eher eine Scheißegal-Haltung. Zoe regt sich ständig über irgendwas auf – über ihre Noten, über Bush, über ihr Zine. Und ein Teil von mir denkt immer nur: Hey, deine Mutter könnte jeden Moment sterben, bleib einfach mal locker.«

Ja, das war's. Ich hatte Joes irgendwie angespannte, intensive Lässigkeit bisher nicht einordnen können. Es war keine naive, keine gefallsüchtige Coolness – nein, es war eine Lässigkeit, die sagte: Hey, deine Mutter könnte jederzeit sterben.

»Wenn ich die Wut jetzt im Griff habe, dann allein wegen der Musik«, fuhr er fort. »Wegen *guter* Musik, durch die ich mich besser fühlte, selbst als ich ein Monster in mir hatte. Und es tut mir leid, dass ich gerade so lange über mich gefaselt habe, aber ich möchte, dass du das weißt ... Hm ... wenn ich drüber nachdenke, habe ich vielleicht auch deswegen meine

Highschool-Musik auf voller Lautstärke laufen lassen, als du gekommen bist ... o Gott, klinge ich wie ein Verrückter? Hört es sich an, als wollte ich hier gerade etwas Bedeutendes vom Stapel lassen?»

»Irgendwie schon.«

»Sorry. Will ich nicht.« Er fuhr sich mit einer Hand durchs Haar. »Ich will nur, dass meine Musik gut ist.« Sein Gesicht wurde rot; rasch schaute er zu Boden, als wäre es dann weniger offensichtlich. »Mir bleibt gar nichts anderes übrig. Es ist das Einzige, was ich einigermaßen kann.«

Ich verspürte den Drang zu widersprechen – er sei doch smart, jung usw. –, aber ich unterdrückte ihn, denn mir ging auf, dass Joe vielleicht nicht die besten Zensuren hatte.

»Das Problem ist, dass ich bei meinen eigenen Songs nicht immer erkenne, was gut ist und was nicht. Ich weiß nur, dass ›Somebody Said‹ das Beste ist, was ich je geschrieben habe – ja, da bin ich mir sicher. Ich war mir noch nie bei irgendwas so sicher. Und darum glaube ich, dass ich ... dass ich deine Hilfe brauche.«

»Ich bin kein Songwriter«, sagte ich.

»Das ist auch nicht nötig. Du musst einfach nur reagieren. So wie bei ›Somebody Said‹.«

Ich spürte, wie sich ein Lächeln auf meinem Gesicht ausbreitete.

»Okay.«

Wir arbeiteten die ganze Nacht durch, tranken Kaffee mit löffelweise Zucker. Zuerst erklärte ich ihm, welche Songfragmente mir am besten gefielen und warum – von den Klavierstunden bei meiner Mutter hatte ich immerhin so viel behalten, dass ich die Sprache der Musik beherrschte, wenn auch mit dem Wortschatz eines Kindes. Danach ließ ich meinen

Einschätzungen freien Lauf, während er an den ausgewählten Stücken weiterkomponierte.

Aus einer Handvoll dicker, vor Post-it-Zetteln strotzender Bände in seinem Bücherregal mit Titeln à la *Wie Musik funktioniert* hatte er sich irgendeine verworrene Musiktheorie zusammengestückelt, mit der er einige seiner guten Entscheidungen begründete und einige äußerst fragwürdige verteidigte.

»Aber hier wollte ich einen verminderten Sextakkord haben!«, sagte er zum Beispiel.

»Aber das beißt sich an der Stelle mit der Aussage des Songs.«

»Aber was *du* vorschlägst, ist musikalisch viel weniger interessant!«

»Aber es funktioniert.«

Er probierte meinen Vorschlag aus, erst auf dem Keyboard, dann auf der Gitarre und dann wieder auf dem Keyboard. Schließlich verband er das Keyboard mit seinem Desktop-Rechner und öffnete das Musikprogramm Cakewalk, nur um mir zu beweisen, dass ich falschlag, während ich auf dem Boden ein paar von Megans Yoga-Dehnübungen machte und dann begann, die Booklets seiner CD-Sammlung zu lesen.

»Verdammt«, sagte er, als er schließlich einsah, dass ich recht hatte.

Natürlich war es nicht immer so: Manchmal machte ich mich mit musikalisch dilettantischen Anregungen zum Idioten, und manchmal weigerte er sich, eine Änderung vorzunehmen, weil er seinem Bauchgefühl mehr vertraute als mir. Anfangs waren diese Momente niederschmetternd, aber er handhabte es ganz lässig und ging rasch zum nächsten Songelement über, bevor ich mich daran festbeißen konnte – und außerdem baute es mich wieder auf, wenn uns etwas gelang,

wenn ein Element, eine Bridge durch einen einzigen musikalischen Akzent unvermittelt besser wurde.

Um ein Uhr nachts kam ein Mitbewohner ins Wohnzimmer und erklärte genervt, er gehe jetzt zu seiner Freundin. Joe versprach, es wiedergutzumachen, murmelte irgendetwas von wegen Donuts aus Oakland.

Wir hatten seine Versatzstücke zu zwei Beinahesongs zusammengefügt, als ich merkte, dass es draußen hell wurde. Beim Anblick der Morgendämmerung überkam mich auf einmal bleierne Müdigkeit. Um halb elf hatte ich Shakespeare.

»Komm noch mit, Donuts holen«, meinte Joe, als er seinen Computer herunterfuhr. »Danach bringe ich dich nach Hause.«

Draußen war die Luft bläulich und unwirklich. Die Straßenlampen leuchteten noch sinnlos vor sich hin. Sobald wir das vier Blocks entfernt geparkte Auto seines Mitbewohners gefunden hatten, kuschelte ich mich auf dem Beifahrersitz zusammen und legte den Kopf auf den Sicherheitsgurt.

»O nein!«, rief Joe und bog in die Telegraph Avenue ein. »Los, sprich mit mir. Halt mich wach.«

»Aber es ist grad soo gemütlich«, murmelte ich.

»Weißt du noch, wie ich dir vor zwölf Stunden oder so diese Rede zu Public Enemy gehalten habe – o Gott, hatte ich mich da wirklich vor dir aufgebaut?«

»Ja, hast du. Und die Gitarre hast du wie ein Schild vor dir gehalten.«

Ich streckte den Arm aus.

Er lachte.

»Dann bist du jetzt dran. Also, wie geht deine Highschool-Geschichte?«

»Ich habe einfach nur vor mich hingelebt«, sagte ich gähnend. »Niemand ist gestorben. Ich hatte eine einzige Freundin,

aber ihre Eltern waren streng, darum war ich viel alleine. Die anderen waren oft eher« – mit den Händen deutete ich entgegengesetzte Magnetkräfte an – »abgestoßen von mir.«

Er beugte sich übers Lenkrad und schaute aufmerksam durch die Windschutzscheibe, als führte er ein Gespräch mit der Straße.

»Das war in Indiana, oder?«

»Ja. Madison. Eine Kleinstadt am Fluss.«

»So ein Ort mit Rassisten und Riesendiscountern?«

»Nein. Ich meine, Rassisten gab's da schon, aber Madison hat historischen Charme. Meine Mutter würde nie an einem hässlichen Ort leben. Sie ist ein Snob.«

»Ist nicht wahr.«

»Doch, sie – ah, du verarschst mich!«

»Sorry.«

»Ist schon okay. Ich sehe mich nicht als Snob, aber ich verstehe schon, was du meinst.«

Er schaute mich an, und was er sah, schien ihn zu ermutigen.

»Und womit verdient man dort Geld?«

»Mein Vater schraubt in einer Fabrik Autoteile zusammen. Er arbeitet hart.«

Ich überlegte, was die Leute in meiner Heimatstadt sonst noch arbeiteten, aber stattdessen spuckte mein Gehirn ein Bild von meiner Mutter aus, wie sie erst mit einem Schwamm und dann mit dem Fingernagel einen Fleck auf unserem laminierten Küchentresen bearbeitete.

»Meine Mutter auch.«

»Wart ihr arm?«

»Nicht im Vergleich zu vielen anderen in der Stadt. Als ich in der vierten Klasse war, wurde mein Vater zum Abteilungsleiter befördert – in dem Jahr bekam ich echte Keds-Turnschuhe.«

»Ha! Mein Traum waren Reebok Pumps.«

Ich grinste bei der Erinnerung daran, wie ein bestimmter Typus männlicher Pubertierender in die Hocke ging, die Haare zurückwarf und die Luftkissen in der Zunge dieses Schuhmodells aufpumpte. »Und, hast du sie gekriegt?«

»Nein. Aber an Kassetten und CDs bin ich irgendwie immer rangekommen.«

»Ich auch. Ich habe bei Dairy Queen gejobbt, um meine Sucht zu finanzieren. Der Höhepunkt des Jahres war für mich immer, wenn mein Bruder ein Spiel in Louisville oder Indianapolis hatte – dann ließ ich mich von meinen Eltern bei HMV absetzen und haute mein ganzes Taschengeld auf den Kopf.«

»Okay, dann habe ich eine Frage«, sagte er. »Warum? Warum bist du so auf Musik abgefahren?«

»Ich bin nicht auf Musik abgefahren«, entgegnete ich. »Die Leute bei Amoeba fahren auf Musik ab. Meine Mutter fährt auf Musik ab. Ich hingegen fahre auf *Songs* ab.«

»Mmm ... Das gefällt mir.«

Eine Zeit lang fuhr er stumm dahin, dann klopfte er mir mit dem Handrücken leicht auf den Oberschenkel.

»Du hast mir noch nicht geantwortet. Warum? War es wegen deiner snobistischen Mutter? Oder war dein Vater ein Arsch?«

Ich lachte.

»Glaubst du, schlechte Eltern sind der einzige Grund, Songs zu lieben?«

»Na ja ...« Er lachte auch. »Vielleicht schon? Ich meine, um Songs *wirklich* zu lieben. Da muss doch irgendeine treibende Kraft dahinterstecken.«

Meine Augenlider waren ein schwerer Vorhang über dem jetzt vom Morgennebel weißen Himmel. Offenbar hatte er seine Hand wenige Zentimeter von meinem Bein auf den

Rand des Beifahrersitzes gelegt, denn ich konnte ihre Nähe immer noch spüren.

»Ich glaube, die Songs haben mir eine Art Fenster zu einem magischen Leben geöffnet«, sagte ich schließlich. »Zu etwas Größerem, oder was auch immer da draußen wartet. Ich hatte das Gefühl, sie wären die einzige Möglichkeit, dorthin zu gelangen. So als könnten sie mir zeigen, wie es funktioniert, wenn ich nur richtig hinhörte.«

»Wie was funktioniert?«

Ich ließ meine Augen zufallen, spürte das Rumpeln des Autos, die Wärme seiner nach oben gekehrten Handfläche neben meinem Bein.

»Das hier.«